

II. Berichte und Diskussionen

DIE SOZIALE FORTPFLANZUNG DER ZWEGESCHLECHTLICHKEIT

Stefan Hirschauer

Zusammenfassung: Welchen Beitrag kann die Soziologie zum Phänomen der Geschlechterdifferenz leisten, der nicht in Anlehnung an, sondern selbständig neben biologischen oder psychoanalytischen Konzeptionen bestehen kann? Dieser Aufsatz bietet eine wissenssoziologische Konzeption der Geschlechterdifferenz als Phänomen innerhalb der Visualität und Körperlichkeit des Sozialen. Seine Problemstellung ist: Wie läßt sich sowohl die soziale Kontingenz als auch die erlebte Faktizität und Beständigkeit der Zweigeschlechtlichkeit soziologisch rekonstruieren? Der Beitrag skizziert hierfür einen soziologischen Begriff von 'Geschlecht' als interaktiver Episode, deren Vollzug durch institutionelle Sozialarrangements ständig 'hervorgekittelt' wird.

I. Einleitung

In gewisser Weise gehört es heutzutage zum soziologischen Commonsense anzunehmen, die Geschlechterdifferenz sei sozial konstruiert. Zumeist bezieht man sich dabei auf die Konventionalität von Rollenzumutungen, auf Sozialisationsprozesse und kulturelle Stereotypen. Diese gängigen Versionen der Konstruktionsthese muten allerdings recht bescheiden an gegenüber einer radikaleren Soziologisierung der Geschlechterdifferenz, wie sie in Ansätzen schon früh in Arbeiten Harold Garfinkels und Erving Goffmans zur interaktiven Hervorbringung des Geschlechts formuliert wurde. Sie machten darauf aufmerksam, daß die Zweigeschlechtlichkeit ein Darstellungs- und Klassifikationsphänomen ist, ein Merkmal der Sozialorganisation und nicht von Personen.

Diese genuin soziologischen Beiträge zur Geschlechterdifferenz sind in der empirischen Sozialforschung wie in der soziologischen Theorie bis heute praktisch nicht zur Kenntnis genommen worden. Statt dessen finden sich in den Sozialwissenschaften neben der Formel von der 'sozialen Konstruiertheit' häufig ganz selbstverständliche Reifikationen, Essentialisierungen und Naturalisierungen der Geschlechterdifferenz. Man kann sagen: die Soziologie hat in empirischer und theoretischer Hinsicht die Konsequenzen aus ihrer eigenen Einsicht in die soziale Konstruiertheit zweier Geschlechter noch nicht gezogen.

So stützt sich die empirische Sozialforschung auf die Geschlechtszugehörigkeit als eine 'unabhängige Variable', ohne die Voraus- und Zusammensetzung dieses 'dichotomen Merkmals' weiter zu betrachten. Man kann froh sein, wenn eine empirische Untersuchung keinen „eigenständigen Geschlechtseffekt“ findet. Denn was wäre ein

solcher anderes als eine unvollständige soziologische Analyse alltagsweltlicher Essentialisierungen?

Ähnliche Reifikationen finden sich in nachlässigen theoretischen Redeweisen von der „geschlechtsspezifischen“ Sozialisation, Arbeitsteilung etc. Was sollte an sozialisatorischen Praktiken oder an den Strukturen des Arbeitsmarktes „geschlechtsspezifisch“, also Eigenart einer Geschlechtskategorie sein?

Die soziologischen 'grand theories' schließlich sind i.d.R. von einer Indifferenz gegen das Geschlechterthema überhaupt bestimmt. Sie schreiben die Geschlechterdifferenz mithilfe der Linton/Parsonsschen Unterscheidung von 'achievement' und 'ascription' eher vormodernen Gesellschaften zu und attestieren modernen, 'meritokratischen' Gesellschaften eine weitgehende Geschlechtsneutralität ihrer Rollen und Institutionen.¹

Die soziologische Indifferenz gegenüber dem sozialen Phänomen der Geschlechterunterscheidung hat vor allem zwei Gründe: Zum einen wird das Phänomen implizit naturalisiert. Dabei zeigt sich in den Anlehnungen an außersoziale 'Reste' weniger eine 'Bescheidenheit' gegenüber der Biologie als eine mangelhafte Differenzierung von einem biologisierten Alltagswissen über die Geschlechterdifferenz.

Der zweite Grund ist eine 'Arbeitsteilung' mit der Frauenforschung: Das Thema der Geschlechterbeziehungen ist (auch) in der Soziologie feminisiert worden. Gegenstand einer fruchtlosen Konfrontation wurde dabei die Frage nach der Zentralität des Geschlechtsunterschieds in modernen Gesellschaften: hier eine geschlechtlich unsensible Soziologie (vgl. Kreckel 1990), die das Thema euphemistisch für evolutionär 'überwunden' hält, dort eine geschlechtlich hochsensible Frauenforschung, die alle Geschlechtsneutralität als 'Schein' erkennt, unter dem eine ubiquitär durchschlagende 'Strukturkategorie' Geschlecht ihre Wirkungen entfaltet. Derart doppelt ideologisch besetzt, fehlt es sowohl an theoretischen wie an empirischen Untersuchungen, die aufklären könnten, welche sozialen Arrangements wie und wo Geschlecht signifikant machen oder neutralisieren.

Eine weitere Frage, die in der 'Arbeitsteilung' von Soziologie und Frauenforschung unter die Räder kam, war eben die nach dem sozialen Charakter der Geschlechterdifferenz. Denn auch die Frauenforschung griff diese Fragestellung über Jahrzehnte nicht auf, sondern verwendete die Geschlechtskategorisierung einfach zur Organisation ihrer Themen, Theorien und ihres Personals. Weder hier noch dort gab es eine Anknüpfung und Weiterentwicklung der eingangs erwähnten genuin soziologischen Beiträge zur Geschlechterdifferenz.²

Grundgedanke dieser mikrosoziologischen Beiträge ist, daß die Askription eines natürlichen Merkmals Geschlechtszugehörigkeit ein 'achievement' ist (Garfinkel). Ethnomethodologische Studien zur Transsexualität (Garfinkel 1967; Kessler/McKenna

1 Besonders klar formuliert diese Position Niklas Luhmann (1988). Anthony Giddens betrachtet das Geschlecht einfach als „Körperattribut“ (1992: 336). Bourdieu dagegen greift in seinem explizit 'konstruktivistisch' gemeinten Versuch zum Thema (1990) erneut auf Naturalismen zurück (1990: 12, 14). Dies kann hier nicht weiter ausgeführt werden.

2 Bemerkenswerte Ausnahmen von dieser 'Rezeptionssperre' (Gildemeister/Wetterer 1992) bilden – für die Frauenforschung – Hagemann-White (1984), für die Differenzierungstheorie Tyrell (1986). Zum derzeitigen Aufgreifen des Themas in der Frauenforschung siehe die Beiträge in den 'Feministischen Studien' (2/1993).

1978) und Goffmans Arbeiten zur interaktiven und institutionellen Konstruktion von Geschlechtsstereotypen (1977, 1979) skizzierten einen soziologischen Begriff von Geschlecht als 'doing gender' (West/Zimmermann 1987): Die Geschlechtszugehörigkeit ist ein fortlaufender Prozess, eine interaktive Praxis der Darstellung und Attribution, die ein Alltagswissen von den Strukturen sozialer Wirklichkeit reproduziert. Diese Praxis ist kontingent und stör anfällig, aber auch 'selbstreparierend'.

Man kann die damit eingeführte soziologische Perspektive als eine neue *Lokalisierung* von Geschlecht kennzeichnen: Zum einen wird die Geschlechterdifferenz von einem außersozial gegebenen oder nur in der 'Peripherie' des Sozialen – in der Sozialisation noch 'unfertiger' Gesellschaftsmitglieder – erzeugten Phänomen ins Zentrum gesellschaftlicher Prozesse verlagert. Zum anderen wird die Geschlechtszugehörigkeit vom Individuum dezentriert. Dies hat den semiotischen Aspekt, daß das Geschlecht von Personen als ein Fall der Sexuierung vieler kultureller Objekte erscheint: Kleidungsstücke, Körperteile, Tätigkeiten, Verhaltensweisen usw.; und es hat den praxeologischen Aspekt, daß Personen bestimmte Gesten, Gesichter und Haltungen nicht als ihre geschlechtliche Eigenschaft haben, sondern umgekehrt ihr Geschlecht nur als Eigenschaft jener Gesten und Tätigkeiten haben: es liegt *in* sozial organisierten Praktiken.

Irrelevant ist in dieser soziologischen Tradition die Unterscheidung von 'sex' und 'gender', die seit den 50er Jahren alle Forschung zur Geschlechterdifferenz organisierte: zunächst – in der Behandlung von Hermaphroditen und Transsexuellen – als disziplinäre Demarkationslinie zwischen somatischer und psychosomatischer Medizin (Stoller 1968), dann – für die Frauenforschung – auch als politische Demarkationslinie zwischen dem sozial Kontingenten und dem biologisch Gegebenen. Die Brauchbarkeit dieser Unterscheidung ist heute aus zwei Gründen in Frage gestellt: Zum einen zeigt sich 'gender' als ein konturloser Begriff, der in zentralen Hinsichten aus den biologischen Annahmen über 'sex' nur abgeleitet ist (Gildemeister/Wetterer 1992: 206ff.); zum anderen haben philosophische Beiträge (Butler 1991) und wissenschaftshistorische Arbeiten zur Körpergeschichte (u.a. Laqueur 1992, Duden 1987) längst eine kulturwissenschaftliche Aufklärung der sozialen Konstruktion des körperlichen Geschlechts begonnen.³

Wegen ihres radikaleren Anspruchs auf eine soziologische Analyse der Zweigeschlechtlichkeit ist Garfinkels Pionierstudie in den letzten Jahren zum Gegenstand einer theoretischen Diskussion geworden. In den USA widmeten die Zeitschriften 'Sociological Theory' und 'Gender & Society' Garfinkels Studie eine kritische Diskussion der interaktiven (Rogers 1992) und textuellen (Denzin 1990) Koproduktion der Geschlechtszugehörigkeit von Garfinkels transsexueller Interviewpartnerin durch den Soziologen.

Diese politisch-kritisch gemeinten Dekonstruktionsversuche verdecken allerdings eher gravierendere Probleme des mikrosoziologischen Ansatzes: Die Transsexuellenforschung hat die Kontingenz und Konstruiertheit individueller Geschlechtzugehörigkeit

gezeigt (z.B. die situative Realitätsmächtigkeit der Selbstdarstellung von Akteuren gegenüber ihrer anatomischen Ausstattung), eine der offenen Frage ist aber, wie sich die situationsübergreifende *Stabilität* dieser sozialen Konstruktion konzipieren läßt. Wie läßt sich die erlebte Faktizität und Beständigkeit der Zweigeschlechtlichkeit soziologisch rekonstruieren?

In diesem Sinne kritisiert in der deutschen Diskussion Gesa Lindemann (1992, 1993) an der mikrosoziologischen Tradition, diese beschreibe Akteure als frei flottierende Geschlechtskonstrukteure, ohne erklären zu können, warum diese Einzelnen nicht ständig in „private Welten“ flüchten. Zur Lösung des so formulierten Beständigkeitsproblems schlägt Lindemann vor, im Rückgriff auf Plessner und Schmitz das *leiblich-affektive* 'Hinnehmen' der Geschlechterordnung als einen Mechanismus sozialer Kontrolle zu begreifen, der Individuen in die Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit dadurch einbindet, daß sie diese als ihr unmittelbares 'Sein' erleben.

Dieser phänomenologische Vorschlag ist allerdings soziologisch unbefriedigend, da die Frage nach der 'Zustimmung Einzelner' zur Geschlechterordnung diese bereits als fertige Erlebniseinheiten voraussetzt und 'der Gesellschaft' gegenüberstellt. Ferner wird die ethnomethodologische Neu-Lokalisierung von Geschlecht revidiert und das Geschlecht wieder subjektiviert. Dieser Individualismus hat zwei Folgeprobleme. Zum ersten können für die Frage der Beständigkeit nur Antworten für die Stabilität *im Moment* gewonnen werden: Wie eine soziale Konstruktion wie die Geschlechtszugehörigkeit im Erleben wirklich (oder 'wirklich wirklich') sein kann, nicht aber, wie sich soziale Konstruktionen selbst tragen, welche Kontinuierungsmechanismen in sozialen Situationen sie haben.

Zum zweiten läßt das vornehmliche Abkapseln der Geschlechtskonstruktion in Individuen die Geschlechtszugehörigkeit „immer schon“ in Situationen gegeben sein (Lindemann 1992: 340). Dann sind aber weder die Prozesse ihres Aufbaus analysierbar, noch läßt sich die variable Bedeutsamkeit des Geschlechts in sozialen Situationen – das impliziert: seine mögliche *Neutralität* – konzipieren. Dies ist ein weiteres Theorieproblem, das die mikrosoziologische Tradition aufwirft.

Eine Soziologie der Geschlechterdifferenz hat diese beiden, antagonistischen, Probleme zu lösen. Es sind, wie leicht zu erkennen ist, die Probleme jeder Theorie kultureller Reproduktion: der Kontingenz und Wandelbarkeit wie der Stabilität sozialer Ordnungen gleichermaßen gerecht zu werden. Dieser Aufsatz versucht, einen Lösungsvorschlag zu machen, der wesentlich auf Goffman rekurriert. Goffman wurde von Garfinkel vorgehalten, seine Soziologie taue nur für episodische Konstruktionen und könne die fortlaufende Produktion von Geschlechtszugehörigkeit nicht konzipieren (Garfinkel 1967: 167). Dieses Defizit in der Rekonstruktion individueller Konstanz von Geschlechtszugehörigkeit soll hier als Chance aufgegriffen werden, mit einem 'loose coupling approach' (Goffman 1983: 12) sowohl die Kontingenz als auch die Stabilität der Geschlechterdifferenz denken zu können.

Ich werde im folgenden zunächst eine *wissensoziologische* Interpretation der Grundannahme der Geschlechtskonstruktion vorstellen, die bildliche Symbolisierungen durch den Körper als primäre soziale Existenzweise zweier Geschlechter bestimmt (II.). Dann werde ich – für das Problem der Geschlechtsneutralität – die ethnomethodologische Annahme einer 'Omnirelevanz' von Geschlecht in sozialen Situationen relativieren und Prozesse des 'undoing gender' in den Blick nehmen (III.). Schließlich

3 Neben den Untersuchungen Laqueurs und Dudens seien hier nur stellvertretend genannt: in Deutschland Honnegger (1991), in den USA Schiebinger (1993), Martin (1987) und Jordanova (1989). Auf die eine oder andere Weise zeigen diese Studien wissensoziologische Zusammenhänge zwischen den Strukturen der Geschlechterbeziehungen und den naturwissenschaftlichen Konzeptionen des Geschlechtsunterschieds auf.

soll die Frage nach der Beständigkeit der Geschlechterdifferenz als Frage nach den Mechanismen der Selbstkontinuierung einer sozialen Praxis aufgegriffen werden (IV). Mein Ziel ist es, plausibel zu machen, wie die Zweigeschlechtlichkeit – unabhängig von biologischen und psychologischen Annahmen – als eine *selbsttragende soziale Konstruktion* verstanden werden kann.

II. Darstellungen: die Visualität und Körperlichkeit des Sozialen

Eine eigenständige Soziologie der Geschlechterdifferenz 'beginnt' mit einer wissenssoziologischen Distanzierung vom Alltagswissen, das von einer Ressource soziologischen Denkens zu einem Thema gemacht wird (Zimmerman/Pollner 1976). Alltagserfahrungen von der Faktizität der Zweigeschlechtlichkeit, z.B. von der 'Offensichtlichkeit' und 'Natürlichkeit' der Existenz zweier Geschlechter müssen soziologisch rekonstruiert werden:

Garfinkel (1967) listete zehn Eigenschaften einer zweigeschlechtlichen Welt in der natürlichen Einstellung auf, Kessler/McKenna (1978) entdeckten in ihrer Analyse von Begründungsfiguren für Geschlechtsattributionen drei axiomatische Basisannahmen: daß alle Menschen unverlierbar (Annahme der Konstanz) und aus körperlichen Gründen (Naturhaftigkeit) entweder das eine oder das andere Geschlecht (Dichotomizität) sind. Dieses Wissen funktioniert als selbstverständlicher und nicht-hinterfragter Hintergrund von Wahrnehmungsprozessen und Begründungsfiguren und stellt eine dichotome Optik bereit, die sowohl in der Wahrnehmung von Personen wie in der von Körpern erlaubt, immer zwei Sorten zu erkennen.

Bei dieser Sorte von Alltagswissen handelt es sich um zumeist nicht hinterfragte, aber im Prinzip abfragbare Wissensbestände, über die Teilnehmer unter Krisenbedingungen Auskunft geben können. Denn es handelt sich um sprachlich verfasstes Wissen, das vor allem kognitive Funktionen (Wahrnehmungen, Begründungen, Erklärungen) steuert.⁴

Daneben ist in den Arbeiten Garfinkels wie Goffmans ein anderer Wissensbegriff angelegt, der auf ein anderes Zeichensystem als die Sprache und auf einen anderen Lokus des Wissens als den 'Kopf' hinweist. Gerade die Geschlechterdifferenz lebt von der *Bildförmigkeit* sozialer Wirklichkeit: Die Geschlechtszugehörigkeit wird im Normalfall weder erfragt noch mitgeteilt, sondern *dargestellt*. Auch Geschlechtsattributionen sind – wenn nicht gerade eine Anrede oder ein Pronomen gebraucht werden – für Interaktionsteilnehmer nur als Darstellung einer Person durch eine andere verfügbar. Diese primäre Existenzweise der Geschlechter in bildlichen Symbolisierungen steht in einem Zusammenhang mit der alltäglichen *Unsichtbarkeit* ihrer dinglichen Symbolisierung in den Genitalien (Hirschauer 1993: 29ff.).

Mit jedem körperlichen Auftreten einer Person in sozialen Situationen wird eine Anschaulichkeit und Augenfälligkeit sozialer Ordnung erzeugt, die ungleich realitäts-

⁴ Eine Fortsetzung findet dieser Aspekt der mikrosoziologischen Tradition im kognitionspsychologischen Ansatz von Bem (1981, 1993) und im wahrnehmungsphänomenologischen Ansatz von Lindemann (1993): Trotz seiner Polemik gegen den 'Kognitivismus' der Mikrosoziologie stellt auch dieser Ansatz die sprachliche Repräsentation von *Bewußtseinsinhalten* ins Zentrum.

mächtiger ist als es Diskurse sein können: über das, was sich zeigt, braucht man nicht zu sprechen. Situative Darstellungen werden im Gegensatz zu synthetischen Bildern (etwa Photographien) von Teilnehmern nicht als Re-Präsentation, sondern als 'die Wirklichkeit selbst' aufgefaßt.

Aus mikrosoziologischer Sicht ist menschliches Verhalten allerdings nicht einfach ein objektives Geschehen, dem 'von innen' ein subjektiver Sinn beigemessen wird und das sich 'von außen' beschreiben und deuten läßt, sondern eine bedeutungskonstituierende Aktivität, die – als 'indexikalischer Ausdruck' (Garfinkel) – bereits reflexive Beschreibungen ihrer selbst enthält, und – als 'presentation' (Goffman) – selbst soziale Wirklichkeit beschreibt.

Die Hervorbringung situativer Darstellungen ist nun nicht an ein mentales, sondern an ein *praktisches* Wissen gebunden, das in *körperlichen Routinen* verankert ist. Als 'embodied practice' ist mit Darstellungen ein bestimmtes Verhältnis von Körper und Sozialität angesprochen, das über die Idee einer klassifikatorischen und interpretativen Konstruktion des Körpers hinausgeht und sich von anderen theoretischen Modellvorstellungen unterscheidet.

Mary Douglas (1974) brachte die Sozialität des Körpers auf den Begriff einer wechselseitigen Modellfunktion von Körper und Gesellschaft: Sie bilden analogische Wahrnehmungsfolien füreinander, so daß in die Betrachtung des Körpers immer eine sozialstrukturelle Optik eingelassen ist. In diesem Sinne haben etwa Thomas Laqueur (1992) und Claudia Honnegger (1991) gezeigt, wie Wissenschaften des 19. Jahrhunderts den Körper als Veranschaulichung gesellschaftlicher Ordnung interpretierten und an seiner Anatomie und Physiologie die politische Inferiorität von Frauen 'ablasen'.

Diese Phänomene der sprachlichen Klassifikation und interpretativen Konstruktion des Körpers werden oft auf die Formel gebracht, die Gesellschaft werde *auf* den Körper 'geschrieben'. Einen anderen Aspekt der Sozialität des Körpers haben Michel Foucault (1976) und Pierre Bourdieu (1976, 1987) in den Vordergrund gestellt: daß die Gesellschaft auch *in* den Körper geschrieben wird. Er ist ein Angriffspunkt der Vergesellschaftung und ein Produkt von Inskriptionen. Foucault beschrieb in diesem Sinne, wie Disziplinierungspraktiken Individualität durch eine gleichzeitige Steigerung und Unterwerfung von Arbeitskraft konstituieren; Bourdieu hob hervor, daß soziale Positionen und Erziehungspraktiken Verhaltensweisen, Handlungsspielräume und Denkstile durch eine Formung der Leiber determinieren.

Diese Modellvorstellung ist vor allem durch zwei Aspekte gekennzeichnet: Zum einen wird bei der Betrachtung von Berufshabitus, Erziehungsübungen etc. die Sozialität des Körpers stärker an die Körperlichkeit des Sozialen gebunden. Diese liegt in der *Arbeit*, die der Körper tut, bevor sie in ihm ihre historischen Spuren hinterläßt. Zur symbolischen tritt die materielle Konstruktion des Körpers. Er wird zu einer restringierten und produktiven Sozialmaschine formiert.

Zum zweiten wird eine *Leibeigenschaft* von Gesellschaftsmitgliedern konzipiert: Daß Individuen nicht autonom über ihren Körper verfügen, führt hier nicht auf den phänomenologischen Gedanken, daß sie ihr Leib sind, sondern auf den, daß er ihnen nicht allein gehört. Wenn Individuen ihr Leib sind, dann nicht ihr eigener. Der Habitus ist ein gesellschaftlicher Körper: mit Haut und Haaren gehört er der Gesellschaft.

Im Gegensatz zu diesem Zwangsverhältnis ist mit Darstellungen nun angesprochen, daß gesellschaftliche Wirklichkeit auch *durch* den Körper 'geschrieben' wird. Sie

wird nicht nur inkorporiert, sondern *verkörpert*, d.h. öffentlich gezeigt und praktisch durchgeführt. Die Sozialität des Körpers besteht hier in der kontinuierlichen Einprägung von kulturellen Verhaltenscodes in den Körper und die Körperlichkeit des Sozialen besteht darin, daß die Existenz des kulturellen Idioms von seinem körperlichen Gebrauch abhängig ist. Menschliches Verhalten (und nicht: synthetische Bilder oder Benimmbücher) ist selbst die primäre Erscheinungsform kultureller Verhaltenslimitierungen: es zeigt, 'was geht' und 'was nicht geht'. Es ist nicht allein 'Ausdruck inkorporierter sozialer Positionen' (Bourdieu), sondern ein *Repräsentationsmedium* (neben anderen) in der *Konstitution* sozialer Ordnung.⁵ Wie bei der sprachlichen Interpretation des Körpers geht es bei Darstellungen um eine symbolische Praxis, aber um eine, die mit einer tiefgreifenden materiellen Formung des Körpers einhergeht. Die materielle Konstruktion des Körpers ist eine Kehrseite seiner visuell-symbolischen Produktivität.

Diese Formung durch den kontinuierlichen Gebrauch von Darstellungsrepertoires spezifiziert den Körper als ein Darstellungsmedium. Er wird zu einem Nebenprodukt und Aktivposten kultureller Reproduktion. So sedimentiert sich auch die kulturelle Unterscheidung vieler Verhaltensmöglichkeiten in zwei Geschlechtsklassen in seinen Strukturen. In der Hervorbringung von Darstellungen wirkt diese Formierung des Körpers in zwei Hinsichten: Sie bietet ein Trägheitsmoment, das es Akteuren erschwert, umstandslos auf ein anderes Darstellungsrepertoire zurückzugreifen; und sie macht den Körper zu einem Gedächtnis, das als Ressource für die Mühelosigkeit einer bestimmten Darstellung funktioniert.

In diesem Zusammenhang war ein altes Argument Garfinkels gegen Goffman, daß körperliche Routinen Akteure von einem mentalen Wissen entlasten, wie sie ihre Geschlechtszugehörigkeit darstellen. Sie müssen wissen, wie es zu tun ist, aber ohne gleichzeitig zu wissen, wie sie es tun. Der präreflexive Charakter des Tuns erleichtert die *Verschleierung* des Konstruktionsprozesses.

Allerdings können Darstellungspraktiken von einem diffusen leiblichen Erleben begleitet sein, das dem äußeren Zeigen ein 'inwendiges' Echo bereitet, durch das ein Darsteller zumindest ein haptisch-sensueller Zeuge seiner Hervorbringungen ist. Die Mediatisierung des Körpers hat eine 'Innenseite', an der die sensorische Präsenz von Körperzonen mit den Darstellungsstilen von Personen variiert.⁶

⁵ Bourdieu rekonstruiert die Stabilität symbolischer Ordnungen korrespondenztheoretisch: als „Entsprechung ... sozialer und mentaler Strukturen“ (1987: 734), „Übereinstimmung zwischen den objektiven und den kognitiven Strukturen“ (1990: 6). Der Körper wird dabei – für ein antivoluntaristisches Argument – eingebunden gedacht in ein hermetisches System von Homologien (das auch im kabyischen Fall einer Genusgesellschaft eine gewisse Berechtigung haben mag). Mir geht es dagegen an dieser Stelle um den Stabilisierungseffekt, den allein schon die Redundanz von Konstruktionen auf mehreren Ebenen hat. Dies verzichtet auf die Annahme 'objektiver' Strukturen und ihnen 'korrespondierender' Repräsentationen und läßt so mehr Konflikte zwischen Repräsentationsmodi und stärkere Unterbrechungen kultureller Reproduktion zu (vgl. Abschnitt III.).

⁶ Vor allem Barbara Duden und Gesa Lindemann haben überzeugend dafür argumentiert, daß die soziale Konstruktion des Körpers vor dem Leiberleben nicht halt macht. Beider Autorinnen Arbeiten zeigen allerdings auch die Schwierigkeiten, diese theoretisch plausible Annahme auch empirisch zu demonstrieren. Eine Lesart von historischen Quellen oder Interviewdaten als 'Abbildung' von Leiberleben ist methodisch naiv. Sie abstrahiert von der Sprechpraxis von Menschen, die gerade dabei sind, sich ein neues Geschlecht zu ersprechen (Lindemann 1993) bzw. von der Schreibpraxis eines Arztes des 18. Jahrhunderts, der

Ihrem Publikum verschaffen Darstellungen dagegen eine permanente Visualisierung sozialer Wirklichkeit, die ein Wissen *präsent* hält, das als rein propositionales Wissen sonst leicht in Vergessenheit geriete. Auf mentales Wissen bezogen sind Verkörperungen also mit einer paradoxen Leistung verbunden: Sie bewerkstelligen ein weitgehendes Vergessen für den Darsteller und ein Erinnern für das Publikum.

Mit dem Darstellungsbegriff ist daher auch eine andere Verknüpfung von Wissenssoziologie und Handlungstheorie verbunden: von der Vorstellung eines intentionalen Akteurs, der auf der Basis eines bestimmten Wissensbestandes handelt, kommt man zur Vorstellung einer Darstellungspraxis, die vor den Augen eines Publikums ein Wissen von sozialen Strukturen reproduziert. Die zentrale Leistung von Darstellungen ist dabei die Konkretion, ohne die Teilnehmer gewissermaßen nicht glauben könnten, was sie wissen. Darstellungen sorgen für eine szenische Vitalisierung sozialer Ordnung, indem sie Körper, Personen und Wissen zusammenschweißen. Sie verknüpfen die Präsenz eines Wissens mit der physischen, mentalen und emotionalen Präsenz eines Akteurs in sozialen Situationen.

Das Publikum erlebt Darstellungen zumeist im Rahmen einer 'doctrin of natural expression' (Goffman 1979: 8) als unmittelbaren Selbstaussdruck. Die Verkörperung soll im Normalfall eine 'leibhaftige' sein, d.h. eine als authentisch erfahrbare, mit persönlichem Engagement aufgeladene und an Glaubensüberzeugungen eines bonafide-Mitglieds gebundene Verkörperung. Darstellungen sind, m.a.W., Personifizierungen: Sie stellen die primären kulturellen Formen bereit, in denen zugleich gesellschaftliches Wissen zirkuliert und Menschen sich 'ganz als sie selbst' erleben können.

Wenn man Menschen in ihrer Ganzheit als 'Umwelt sozialer Systeme' (Luhmann) betrachtet, darf man daher nicht übersehen, daß sie als 'Präsentanten' ein unabdingbares Personal gesellschaftlicher Wissensprozesse sind: Menschliches Verhalten ist jene Form kultureller Selbstrepräsentation, die sich durch Personen artikuliert – und nicht durch Photographien, Schriftstücke, Statistiken oder Artefakte.

Aus eben dieser alltäglichen Selbstrepräsentation der Gesellschaft entstammen auch die wichtigsten lebensweltlichen Evidenzen über die Existenz der Zweigeschlechtlichkeit. Weitgehend unabhängig von wissenschaftlicher Legitimation vollzieht sich hierdurch die Konstitution eines alltagsweltlichen Empirischen. Man kann auch von der Aktualität sozialer Wirklichkeit sprechen. Präsenz und Aktualität gehören im Alltagsleben zum Sosein der zwei Geschlechter. Das dies so ist, ist von Prozessen der Präsentation und Aktualisierung der Geschlechterdifferenz abhängig, die diese soziale Unterscheidung ständig zum Erscheinen bringen und wichtig machen, d.h. aber auch: zum Verschwinden bringen können.

Aus eben dieser Möglichkeit folgen die beiden eingangs genannten Anschlußfragen einer soziologischen Theorie der Geschlechterdifferenz: Was hält die Prozesse der Geschlechtskonstruktion in Gang? Und wie läßt sich ihre Unterbrechung denken?

'Weiberklagen' aufzeichnete (Duden 1987). Will man das Leiberleben – über Introspektion hinaus – empirisch zugänglich machen, muß man danach fragen, wie es durch Sprechpraktiken oder Darstellungspraktiken nicht 'gespiegelt', sondern *konstituiert* wird.

III. Undoing gender

In einem stark rezipierten Aufsatz (der zugleich gewissermaßen das Programm der Zeitschrift 'Gender & Society' formulierte) betrachten West/Zimmerman (1987) in der Nachfolge Garfinkels die Geschlechtszugehörigkeit als eine laufende Produktion, die zusammen mit jeder menschlichen Aktivität vollzogen werde. Es gebe Situationen, in denen die Geschlechtsproduktion die primäre Arbeit und Situationen, in denen Geschlecht nur ein unbemerktes Nebenprodukt sei, aber alles Verhalten könne dem Evaluationsstandard der Geschlechtsangemessenheit unterworfen und alle Tätigkeiten für Geschlechtsdarstellungen genutzt werden. Die Autoren zeigen in einer anderen Studie (Fenstermaker/West/Zimmerman 1991) auch überzeugend empirisch, wie in Verbindung mit Hausarbeit und bestimmten beruflichen Tätigkeiten auch 'Geschlechtsarbeit' geleistet wird. Sie fragen rhetorisch: „Can we ever not do gender?“ (West/Zimmerman 1987: 137).

Diese Frage zu verneinen, hat die Plausibilität für sich, daß uns Interaktionen unter Anwesenden ohne Geschlechtszuschreibung und -erinnerung in der Tat schwer vorstellbar sind: ein 'Inkognito' wäre fast überall provokant. Geschlechtszugehörigkeit ist in diesem Sinne eine omnirelevante Hintergrunderwartung. Andererseits wirft die Frage das methodologische Problem auf, daß sie selbst diese Omnirelevanz fortschreibt, indem sie zu einer unbegrenzten Anwendung des Geschlechterschemas durch die soziologische Analyse einlädt: wer ist „we“?

Die Fragestellung zeigt an, daß die Kontingenz der Geschlechtskonstruktion in der Ethnomethodologie noch nicht als eine empirisch aufzeigbare, für Interaktionsteilnehmer bestehende Kontingenz ernstgenommen wurde. Das liegt daran, daß sie bislang nur auf die jeweilige Geschlechtszugehörigkeit (die in besonderen Situationen symbolisch 'verloren' oder gewechselt werden kann) bezogen wurde, nicht jedoch auf das 'doing gender' selbst. Garfinkels Annahme von der 'Omnirelevanz' der Geschlechtszugehörigkeit hat in dieser Hinsicht nicht so sehr einen historischen Bias in den Geschlechtsarrangements der 60er Jahre (Denzin 1990), sondern einen Bias, den auch nachfolgende Transsexuellenstudien haben: Der Vorteil von transsexuellen InformantInnen für die Analyse einer Alltagsselbstverständlichkeit ist ihr Nachteil für die Frage der differentiellen Relevanz von Geschlecht. Für Transsexuelle, besonders in der Phase des Wechsels, ist Geschlechtszugehörigkeit beinahe dauerthematisch, sie haben (verständlicherweise) eine thematische Obsession mit Geschlecht (Runte 1990: 209).

Die Omnirelevanz-Annahme ist vor allem in zwei Hinsichten unbefriedigend. Zum ersten in bezug auf die *relative* Signifikanz der Geschlechterunterscheidung im Vergleich (und in Relation) zu anderen Klassifikationen: 'can we ever not do age/ethnicity/class?'. Eine Überlagerung der Geschlechtsklassifikation durch andere soziale Klassifikationen ist etwa bei der Altersunterscheidung zu beobachten: Kinder können in wichtigen Hinsichten 'diesseits' und Alte 'jenseits' der Geschlechterdifferenz plaziert werden (Tyrell 1986: 471). Oder die Rassenunterscheidung wird prominent gemacht, indem Geschlechter- und Klassenunterscheidung heruntergespielt werden (Rothenberg 1990: 45).

Im Zusammenspiel von Klassifikationen ist allerdings nicht nur mit einem Nullsummenspiel zu rechnen, sondern auch mit Kreuzungen und Kopplungen, bei denen das Wie der Geschlechtskonstruktion zur Herstellung anderer Differenzen eingesetzt

wird und umgekehrt: z.B. wirkt die konventionelle Altersdifferenz in Paarbeziehungen verstärkend in der Konstruktion der Geschlechterdifferenz (vgl. Abschnitt IV.4) oder die politische Besetzung eines 'großen' Geschlechtsunterschieds durch das Bürgertum des 19. Jahrhunderts wirkt im Sinne der Distinktion einer sozialen Klasse von anderen (Hirschauer 1993: 77);⁷ oder umgekehrt: die politische Besetzung eines 'kleinen' Geschlechtsunterschieds im Sinne einer Stilisierung partnerschaftlicher Paarbeziehungen als 'modern'. Innerhalb der Geschlechtskategorien bieten solche Kopplungen klasseninterne Distinktionschancen: der 'neue Mann', die 'emanzipierte Frau' distinguieren sich von den alten Geschlechtern und erweitern so die gegebene Pluralität von alltagsweltlichen Geschlechtstypen.

Die zweite Schwäche der Omnirelevanz-Annahme ist die Ausblendung der Frage, wann, wie und wo die Hintergrunderwartung in den Vordergrund sozialer Situationen tritt, also zu ihrem Thema wird. Auch wenn sich alles Verhalten als Geschlechtsdarstellung evaluieren läßt, so ist es doch eine empirische Frage, ob und unter welchen Bedingungen diese Ressource tatsächlich aktiviert wird und sich aktivieren läßt.

Wenn man auch diese Prozesse als soziale Konstruktion von Geschlecht erfassen will (und nicht nur die reine Klassifikation), muß man die ethnomethodologische Annahme eines permanent fortlaufenden Konstruktionsprozesses fallenlassen, mit dem bisher die Konstanz individueller Geschlechtszugehörigkeit soziologisch rekonstruiert wurde. Statt dessen ist von einer *Diskontinuität* der Geschlechtskonstruktion auszugehen: der Prozess der Geschlechtskonstruktion besteht aus *Episoden*, in denen Geschlecht in sozialen Situationen auftaucht und verschwindet.

Die interaktive Konstruktion von zwei Geschlechtern erschöpft sich nicht in der routinierten Darstellung und Identifikation einer Erscheinungsweise, mithilfe derer sich Teilnehmer gegenseitig klassifizieren, sie können diese initiale Geschlechterunterscheidung im Verlauf der Interaktion auch *aktualisieren*, d.h. fortsetzen, aufrechterhalten und für die Interaktion in Gebrauch nehmen – oder in den Hintergrund treten lassen. Dies ist davon abhängig, wie Teilnehmer sich im Verlauf der Interaktion aufeinander beziehen: sie können Interaktionen geschlechtlich signifizieren oder neutralisieren, und sie können sich – als Geschlechtsfremde oder -genossen – geschlechtlich polarisieren oder assoziieren.

Ein Vergleich: Auch die interaktive Konstruktion eines 'Behinderten' geht über die Klassifikation eines 'Rollstuhlfahrers' hinaus, wenn dieser nämlich durch rücksichtslose oder besonders rücksichtsvolle Behandlungen 'behindert' wird. Hierbei kann man natürlich auch an architektonische 'Behinderungen' denken (vgl. Abschnitt IV.4.). Frauen und Männer werden so sexuiert wie Behinderte behindert werden.

Die initiale Geschlechtsklassifikation zur Eröffnung von Interaktionen geschieht

⁷ In eben diesem Diskurs über 'polarisierte Geschlechtscharaktere' (Hausen 1976) ist auch Durkheims Behauptung angesiedelt, die Geschlechter seien einander in primitiven Gesellschaften 'viel ähnlicher' gewesen als in entwickelten (Durkheim 1988: 103ff.). Zu den Kopplungen mit sozialer Klasse auch treffend Bourdieu: „Die geschlechtsspezifischen Merkmale sind ebensowenig von den klassenspezifischen zu isolieren wie das Gelbe der Zitrone von ihrem sauren Geschmack. Eine Klasse definiert sich wesentlich auch durch Stellung und Wert, welche sie den beiden Geschlechtern ... einräumt“ (1987: 185, s.a. 599) und, so ist zu ergänzen, ein 'Geschlecht' definiert sich wesentlich auch durch seine Stellung in der gesellschaftlichen Hierarchie ...

vermutlich so 'automatisch', weil jene konventionellen Praktiken der Achtungsbezeugung, denen sich Goffman in so vielen Studien widmete, tiefgreifend sexuiert sind: die meisten (wenn nicht alle) Formen der Anerkennung von Persönlichkeit thematisieren gleichzeitig die Geschlechtszugehörigkeit. Das Anredesystem übt hier einen ähnlichen Sexuierungszwang aus wie die 'referential genderization' (Beardsley 1974) der Bezeichnung in der dritten Person.

Im Verlauf von Interaktionen 'verwandeln' Teilnehmer einander nun in Frauen oder Männer, indem sie sich nicht nur als solche erkennen, sondern in ihrer Erkennbarkeit adressieren (und adressieren lassen). In diesem Sinn wird z.B. eine Frau zur Existenz gebracht, sobald eine Äußerung, eine Geste oder ein Blick eines der Stereotypen aktualisiert, die eine anwesende Person in die Position einer 'Frau' versetzt und als Exemplar dieser Kategorie kenntlich macht.

Ohne eine solche Aktualisierung der Geschlechterdifferenz, die aus Gelegenheiten situative Wirklichkeiten macht, ereignet sich eher ein praktiziertes 'Absehen' von ihr, eine Art *soziales Vergessen*, durch die sich die Charakterisierung von Geschlecht als 'seen but unnoticed feature' von Situationen verschiebt: nicht von etwas Notiz zu nehmen, ist selbst eine konstruktive Leistung. Ich schlage vor, sie 'undoing gender' zu nennen.

'Undoing gender' ist eine empirisch problematische Kategorie: es gibt keine Positivität der Unterlassung (vgl. Geser 1986: 660). Es ist daher ein Bezugspunkt anzugeben, auf den sich das 'ungeschehen machen' von Geschlecht bezieht. Die Vorstellung einer Aktualisierung oder eben Neutralisierung der Geschlechterdifferenz bezieht sich *nicht* auf einen biologischen Fixpunkt als eine alles fundierende Referenz; – dies würde eine erneute Ontologisierung implizieren –; und sie bezieht sich auch nicht auf ein eventuelles psychisches Geltungsbedürfnis von Akteuren, das im Fall von 'undoing gender' mißachtet würde. Denn genau im Fall der Herabsetzung in der Geschlechtszugehörigkeit wird 'doing gender' intensiv betrieben: Die soziale Konstruktion von Unmännlichkeit/Unweiblichkeit ist das exakte Gegenteil zur Nicht-Konstruktion von Männlichkeit/Weiblichkeit.

Aktualisierung oder Neutralisierung der Geschlechterdifferenz meint vielmehr das Aufgreifen oder 'Ruhenlassen' von (routinemäßigen) Geschlechterunterscheidungen zu *anderen Zeitpunkten* (etwa zu Beginn der Interaktion) und an *anderen Orten* (z.B. einem Kreissaal, oder – bei sexuellen Anspielungen – intimen Situationen).

Betrachten wir als ein Beispiel die Erfahrungen von Frauen, die in männlich konnotierte und von Männern dominierte Berufe vordringen, daß ihnen eine Geschlechtsneutralität verweigert wird, die ihre Kollegen zu genießen scheinen (Chase 1988). Diese Erfahrung läßt sich zunächst so analysieren, daß das Frau-Sein nicht mit den sexuierten Tätigkeiten und Umgangsformen konsonant geht, die für das Mann-Sein in diesem Beruf eine *relative Neutralität* erzeugt. Rosabeth Kanter (1977) hat eine der möglichen Strategien von Frauen in dieser Lage als 'heikle Balance' bezeichnet: wollen sie eine von ihrer Geschlechtszugehörigkeit unabhängige Wertschätzung ihrer Arbeitsleistung, können sie das Thema ihrer Geschlechtszugehörigkeit nur neutralisieren, indem sie es mitbedienen, damit ihre Kollegen es nicht aktualisieren, – z.B. mit dem Stigma des 'Mannweibs' oder der 'Emanze'. Geschlechtsneutralität erscheint hier also auf seiten der Männer als ein institutionell gesichertes Arrangement, auf Seiten der Frauen als eine Neutralisierungsarbeit, die einen stillschweigenden Obolus an die

sexuierende Aufmerksamkeit des Umfeldes entrichtet: frau versichert es ihrer normalen Geschlechtszugehörigkeit, bevor sie auf deren Irrelevanz bestehen kann. – Eine Appeasement-Politik, die an die Normalisierungstribute von Transsexuellen bei ihrem Grenzübertritt erinnert, nur ist es hier eine trans-sexuelle Arbeit. Sie zeigt, wie eine *Absehung* von Geschlechtszugehörigkeit in sexuierten Kontexten nur durch das Umgehen ihrer *Aberkennung* durchgesetzt werden kann. Die Impulse, als ungeschlechtliche Person handeln zu wollen, stehen unter der Drohung, eine geschlechtliche Unperson zu werden.

Empirisch ist 'undoing gender' hier als Gegenstrategie zu Sexuierungsprozessen faßbar: eine Art Negationsphase, durch die die Neutralisierung hindurch muß. Dabei mag sich die Neutralisierungsarbeit darauf berufen, daß die Thematisierung der Geschlechterdifferenz am Arbeitsplatz 'deplaziert' ist, d.h. es finden interaktiv auch Bezugnahmen darauf statt, ob es sich bei einer Situation um einen Schauplatz der Geschlechtskonstruktion handelt oder nicht. Da die Teilnehmer solche Aushandlungen selbst leisten, wäre eine schlichte soziologische Zuweisung der Geschlechtsproduktion an bestimmte Orte und soziale Systeme unterkomplex (vgl. Knorr 1992). Im Gegenteil: Interaktionsteilnehmer können weitgehend geteilte Erwartungen an den Gelegenheitscharakter von Schauplätzen für Geschlechtskonstruktionen gerade so nutzen, daß sie sie durchkreuzen und konterkarieren: 'Undoing gender' kann gerade dann betrieben werden, wenn sich Männer und Frauen nicht oder spärlich bekleidet in großer physischer Nähe aufhalten, etwa in der Sauna oder in gynäkologischen Untersuchungen. 'Doing gender' kann gerade dort praktiziert werden, wo es 'unsachgemäß' einen Organisationszweck unterwandert und die Bedeutsamkeit der Geschlechterdifferenz mit Hilfe eines Kontrastgewinns hochtreibt.

Diese Ambivalenz von Aktualisierung und Neutralisierung taucht auch in 'sozial-technologischen' Maßnahmen auf, die Bedingungen der Geschlechtsproduktion bestimmen: so ist eine Vorkehrung wie die Segregation von Geschlechtern durch einen Saunanutzungsplan oder die Einrichtung geschlechtsseparierter Toiletten einerseits ein 'institutional genderism' (Goffman 1977), eine Darstellung der Zweigeschlechtlichkeit durch die Sozialorganisation, andererseits gehört zumindest zu den Rationalisierungen solcher Vorkehrungen ein Neutralisierungseffekt 'nach innen', nämlich in bezug auf die geschlechtliche Entspannung dieser Situationen selbst. Ebenso wirkt eine politische Maßnahme wie die Quotierung, die langfristig auf eine höhere Geschlechtsneutralität der Allokation von Personen auf Positionen zielt, kurzfristig sexuierend.

Um solche Phänomene berücksichtigen zu können, muß die Omnirelevanz-Annahme modifiziert werden: In einem elementaren Sinn wird Geschlecht in allen Interaktionen produziert und läßt sich auch überall zu einer signifikanten sozialen Tatsache machen. Es ist daher auch nicht durch eine schlichte Klassifikation von Situationen oder Sozialsystemen zu lokalisieren; aber es ist ebenso nötig, ein Kontinuum der 'saliency' (Tajfel 1981) anzunehmen, das durch interaktive Strategien, durch Arrangements sozialer Situationen, und auch – wie etwa ethnische Klassifikationen – durch historische Konjunkturen bestimmt wird. Die Geschlechtsneutralität ist kein 'Naturzustand der Moderne', sondern eine äußerst anspruchsvolle und prekäre soziale Konstruktion, die immer wieder durchkreuzt werden kann.

IV. Die Infrastruktur situativer Geschlechtskonstruktionen

Mit einem soziologischen Begriff, der Geschlecht nicht nur als Prozess, sondern als diskontinuierliche Episode faßt, ist das zweite Anschlußproblem des mikrosoziologischen Ansatzes – das der Beständigkeit – zugespitzt. Es stellt sich jetzt nicht mehr (primär) als Frage nach der Dauerhaftigkeit individueller Geschlechtszugehörigkeit, sondern als Frage nach der allgegenwärtigen Wiederholung geschlechtskonstruierender Episoden. Unter welchen Bedingungen findet ein Anknüpfen an und Fortspinnen von Geschlechterunterscheidungen statt? Was sind die Bedingungen der Möglichkeit für die Präsentation und Aktualisierung von Geschlecht?

Vergleicht man situative Darstellungen erneut mit synthetischen Bildern, so kann man diese Frage als Frage nach dem Verbreitungsmodus auffassen: Photographien sind mobil, sie werden in hoher Auflage identisch reproduziert und über Vertriebswege distribuiert. Situative Darstellungen werden dagegen zu den verschiedensten Gelegenheiten ähnlich wiederholt hervorgebracht. Was ist ihr Verbreitungsmodus?

Den ethnomethodologischen Studien lassen sich für das Stabilitätsproblem eine Reihe von Hinweisen auf die situationsimmanente Eigenstabilisierung des Konstruktionsprozesses entnehmen. Sie besteht vor allem in der großen *Redundanz* und *moralischen Absicherung* von geschlechtskonstruierenden Akten. Man könnte auch von einer 'Überschußproduktion' sprechen: Betrachter verfügen über eine überschießende Kompetenz der Geschlechtsattribution an beliebige Objekte (Kessler/McKenna 1978) und moralische Obligationen binden Teilnehmer an die ständige reziproke Bestätigung von Geschlechtsgeltungen (Hirschauer 1993: 32, 55).

Goffmans Arbeiten bieten für das Stabilitätsproblem dagegen situationsübergreifende Elemente sozialer Reproduktion. Sein – wissenssoziologischer – Kerngedanke ist die 'institutional reflexivity': Soziale Arrangements (wie die Geschlechtersegregation) schaffen Gelegenheiten für interaktive Geschlechtsdarstellungen, die ein Wissen von der Zweigeschlechtlichkeit bestätigen, das wiederum zur Legitimation der institutionellen Arrangements verwendet werden kann. In Anlehnung an diese Grundvorstellung von miteinander vernetzten Sexuierungsprozessen sollen im folgenden einige Trägheitsmomente der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit systematisiert werden. Die vorgeschlagene Modellvorstellung ist, daß situative Geschlechtskonstruktionen auf eine Infrastruktur zurückgreifen, über die sie andernorts fabrizierte 'Halbfertigteile' beziehen, die situativ weiterverarbeitet (erhärtert, dekomponiert, rekonfiguriert) werden. Zu den situationsübergreifenden Trägheitsmomenten gehört die kognitive Stabilität der Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem (Abschnitt IV.1.), die individualgeschichtliche Stabilisierung der Geschlechtszugehörigkeit (IV.2.), die semiotische Stabilität eines Verweisungszusammenhangs von Zeichen (IV.3.) und schließlich die sozialstrukturelle Stabilität von institutionellen Arrangements der Geschlechterbeziehungen (IV.4.). Diese Elemente der Infrastruktur sind nicht determinierend für Interaktionsprozesse, aber sie disponieren Interaktionen zur Konstruktion der Geschlechterdifferenz.

1. Die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz

Ein grundlegendes Stabilitätsmoment aller sozialen Konstruktionen liegt in ihrer 'Naturalisierung', d.h. in einer gewissen Selbstverschleierung ihres Konstruktionscharakters (Douglas 1991: 84). In der Alltagspraxis der Geschlechterunterscheidung wird dies durch verschiedene Mechanismen sehr weit getrieben, darunter der Rückgriff auf eine körperliche Symbolik für die soziale Klassifikation; die hochgradige Schulung des Blicks, der ohne erlebbare Zeit zu verbrauchen, Geschlecht 'einfach erkennt'; die diskrete Kollaboration in der Unkenntlichmachung reziproker Anerkennungsakte als 'Selbstverständlichkeit'; und schließlich die vollständige Routinisierung von Darstellungen, die in ihrer Mühelosigkeit und Nicht-Reflektiertheit gerade nicht als 'Darstellungen' (im Sinne der Alltagssprache), sondern als spontaner Ausdruck des Seins wahrgenommen werden (Hirschauer 1993: 55).

Ich habe oben (in Abschnitt II.) ausgeführt, wie die Darstellungspraxis auf dieser Basis eine visuelle 'Empirie' erzeugt, die das Alltagswissen von den formalen Strukturen der Zweigeschlechtlichkeit stützt. Dieses Wissen wird aber auch von einer anderen Seite stabilisiert: durch die spezialisierte Wissensproduktion wissenschaftlicher Disziplinen, die die Geschlechterunterscheidung mit einem Legitimationsaufwand absichert, wie es ihn für kaum eine andere gesellschaftliche Einrichtung gibt. Dabei lassen sich verschiedene Beiträge wissenschaftlichen Wissens zur Naturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit unterscheiden.

Ein Beitrag besteht in der expliziten Naturalisierung durch Forschungen zur 'Natur' und Genese des Geschlechtsunterschieds, die diesen einer vorsozialen Naturgeschichte zuschreibt, die aller Gesellschaft vorausgeht. Die biomedizinische Suche nach einer 'Geschlechtssenz' ist die Suche nach einem Fundament des Wissenssystems. Die (in der Geschichte der Biologie verschieden beantwortete) Frage ist, 'wo genau' der Geschlechtsunterschied 'ursprünglich' lokalisiert ist: in der 'Hitze der Körper' wie im System Galens (s. Laqueur 1992), in den Gonaden, in der Chromosomenstruktur, in der Hirnstruktur, in Aminosäuresequenzen ... Trotz dieser Lokalitätsverschiebungen ist die biologische Forschung zur Geschlechtsdifferenzierung grundsätzlich dadurch gekennzeichnet, daß sie die Entstehung zweier Geschlechter außerhalb der Gesellschaft plaziert. Ferner stattet dieses Fundierungswissen die soziale Praxis mit einem *Telos* aus, das nahtlos an Schöpfungsmythen anschließbar ist: Die Fortpflanzung der menschlichen Gattung sei notwendig mit der Zweigeschlechtlichkeit verknüpft.

Ein alternatives Angebot zu dieser expliziten Naturalisierung macht das psychologische und psychoanalytische Wissen mit der Annahme einer biographisch frühen Geschlechtsbestimmung. Diese Annahme reifiziert die Unterscheidung zweier Geschlechter so, daß sie als Substitut für ihre Naturhaftigkeit funktionieren kann: einmal gemacht, sind Frauen und Männer 'da' und es liegt in ihrem Wesen, in ihrer psychischen Eigenart, schicksalhaft zu sein, was sie geworden sind.

Ein zweiter Beitrag wissenschaftlichen Wissens zur Naturalisierung der Geschlechtskonstruktion liegt in der *Universalisierung* der Zweigeschlechtlichkeit im Sinne einer Kosmologie: Auch die Fauna und (in historisch variabler Ausprägung: Schiebinger 1993) die Flora sowie (zu den Zeiten der Alchemie) die Gestirne werden der Optik einer 'Geschlechter' unterscheidenden Gesellschaft unterzogen. In den Humanwissenschaften wird eine solche Universalisierung bewerkstelligt, wenn das Vorkommen

dritter oder weiterer Geschlechtskategorien in Stammesgesellschaften in der anthropologischen Interpretation wieder (ethnozentrisch) auf zwei 'eigentliche' Kategorien reduziert wird (s. Kessler/McKenna 1978: 21ff.).⁸

Einen trivialen Universalisierungseffekt hat auch die 'beiläufige' Geschlechtsproduktion in den Wissenschaften durch die routinemäßige Mituntersuchung des Geschlechts als einer unabhängigen Variable für die verschiedensten Fragestellungen. Medizinische Disziplinen, Differentialpsychologie und empirische Sozialforschung erhärten das Geschlecht als soziale Kategorie, indem sie es immer schon als 'signifikant' unterstellen und mit ihrer Fragestellung die Geschlechtsklassen dissimilieren und die Mitglieder einer Klasse assimilieren.

Sowohl die explizite als auch die beiläufige Geschlechterforschung basieren auf dem Alltagswissen, da alle Forschung über Geschlechtsunterschiede die alltägliche Unterscheidung von zwei Geschlechtern schon voraussetzt. Um festzustellen, daß Männer diesen Testosteron-Wert und jene Chromosomenstruktur haben, und Frauen jene Werte und diese Chromosomen, müssen Männer und Frauen erst einmal unterschieden werden. Auch Untersuchungen des Geschlechts als einer unabhängigen Variable geben nur einem schon im Alltag laufenden distinguierenden Vergleich zwischen zwei sozialen Kategorien eine wissenschaftliche Form.

Ein dritter Beitrag wissenschaftlichen Wissens zur Reproduktion der Geschlechterdifferenz ist die *Integration von Klassifikationsanomalien* durch die Entwicklung von Hilfstheorien. Das Auftreten von Geschlechtswechslern oder körperlichen Zwischengeschlechtern kann soziologisch wenig erstaunen, da die Produktion von anomalen Fällen in der Logik unwahrscheinlicher Klassifikationen liegt. Medizinische Disziplinen jedoch greifen das alltagsweltliche Erstaunen auf und explizieren dabei die normative Dimension des Alltagswissens: daß das, was ist, so sein soll, wie es ist. Pathologisierung körperlicher Devianz – von Zwittern über Homosexuelle bis zur sog. Sterilität flankieren die Geschlechterunterscheidung. Dazu entwickelt die Medizin entsprechende normalisierende Behandlungspraktiken.

Andere Hilfstheorien wirken als *intellektuelle Schutzvorkehrungen* gegen kognitive Devianz. Kinder etwa, so meint die traditionelle Psychoanalyse, neigen zu einer 'Verleugnung' des Geschlechtsunterschieds (Fast 1984). Oder Transsexuelle, die die Bedeutung ihrer Genitalien für ihre Geschlechtszugehörigkeit bestreiten, werden psychiatrischen und endokrinologischen Theorien anvertraut. Der Tenor solcher Hilfstheorien der Geschlechtsverknennung (s. Hirschauer 1993: 341) ist, daß die Geschlechtszu-

⁸ Zur Varietät dessen, was mit 'Geschlecht' jeweils klassifiziert wird, s. etwa Ortner/Whitehead (1981) und Williams (1988). Im Gegensatz zu Hartmann Tyrell (1989) frage ich hier nicht, *warum* die binäre Geschlechtsklassifikation vielleicht universell sei, sondern *wie* ein bestimmter Klassifikationstyp in und von einer Kultur universalisiert wird. Tyrells Erklärungsversuch mit dem „klassifikationstechnischen Vorteil“ des (bei ihm vorausgesetzten anatomischen) Geschlechtsunterschieds führt in zwei Probleme hinein: 1. Er setzt die Resultate eines geschlechtsdifferenzierenden Blicks, dessen evolutionäre Wahrscheinlichkeit er plausibel machen will, immer schon voraus, bewegt sich also innerhalb der alltäglichen Rationalisierung der Geschlechterdifferenz. 2. Er stützt sich so stark auf diese Rationalität, daß unvermeidlich neue 'Erklärungsprobleme' erzeugt werden: warum nämlich einerseits zentrale Klassifikationen (etwa des Alters und der Rasse) gänzlich ohne solche 'klassifikationstechnischen Vorteile' stabilisierbar sind, und andererseits, warum die gleichen 'Vorteile' nicht auch bei Ohrläppchen (z.B.) zu sozialer Differenzierung führen.

gehörigkeit ein tief verwurzelt bedürfnis 'des Menschen' sei. Wer es nicht empfindet, ist entweder gestört oder er verleugnet es. Aber 'im Grunde' haben es alle Menschen, ja ihre Menschlichkeit ist nicht ohne zu denken: geschlechtslos wären wir monströs (vgl. Reiche 1990).

Diese verschiedenen Beiträge wissenschaftlichen Wissens zur Zweigeschlechtlichkeit stiften einen dichten Sinnzusammenhang, aus dem kaum zu enttrinnen ist, da 'alles und jedes' durch 'Erklärungen' wieder in das Legitimationsgefüge eingegliedert werden kann: Der Geschlechtsunterschied ist begründet in der Natur, verbreitet in der Welt und kennt nur Ausnahmen, die sein einfaches Gegebenheit wieder bestätigen.

2. Die geschlechtliche Fixierung von Individuen

Die 'Undenkbarkeit' dritter Geschlechter oder geschlechtsloser Personen ist eine generelle kognitive Disposition zur Konstruktion der Geschlechterdifferenz. Ein anderes Trägheitsmoment ist die biographische Disposition von *Interaktionsteilnehmern*:

Geschlechtsepisoden könnten sich so ereignen, daß Interaktionen die Geschlechtszugehörigkeit ihrer Teilnehmer unabhängig davon hervorbringen, welche sie in anderen Situationen zeigen. Die Geschlechtsdarstellung einer Person könnte von Situation zu Situation wechseln. Die Darstellungspraxis schafft in dieser Hinsicht aber im zeitlichen Verlauf eine Reihe von Restriktionen ihrer selbst – z.B. körperliche Strukturen, personenbezogene Erwartungen oder geschlechtlich codierte Beziehungen – die Individuen auf die Darstellung eines der beiden Geschlechter festlegen. Diese Erschwerung 'geschlechtlicher Mobilität' (King 1981: 182) (allein) erklärt nicht, warum 'doing gender' stattfindet, aber sie bietet ein Stabilitätsmoment, indem sie Interaktionen mit der Individualgeschichte von Darstellungen 'beschwert'.

Welche Aspekte diese Selbstrestriktion von Darstellungen hat, wird im Verlauf eines Geschlechtswechsels auf plastische Weise aufgedeckt und ist empirisch relativ gut erforscht: alle Widerstände, die Transsexuelle erfahren und überwinden, können als Elemente der Verankerung einer Geschlechtszugehörigkeit verstanden werden. Man kann von verschiedenen Formen des Gedächtnisses sprechen:

- Das *biographische Gedächtnis* an eine über Jahrzehnte währende Platzierung in eine Geschlechtskategorie enthält vor allem das Trägheitsmoment, daß Lebensgeschichten erinnert werden, in denen zahllose Ereignisse, Vorlieben, Aspirationen und Beziehungen an Geschlecht geknüpft sind: Kinderspiele, Berufstätigkeiten, Freundschaften, Militärdienst usw. Entsprechend aufwendig ist das Umschreiben von Biographien.
- Das *korporale Gedächtnis*, dessen Bedeutung für Darstellungen ich bereits skizziert habe, ist eine Art fleischlicher Biographie von Darstellungen, die sich ebenfalls nur mühsam 'umschreiben' läßt: ein Körper, der lange in der Darstellung des einen Geschlechts gebraucht wurde, benötigt Jahre des Trainings, um für die Darstellung des anderen tauglich zu sein.
- Das *Gedächtnis der 'Mitwisser'* (Angehörige, Freunde, Bekannte) hält, genauer noch als der Körper, bereits eine einmal vollzogene Geschlechtsdarstellung fest, z.B. in Anredeformen, die zur geschlechtlichen Ordnung rufen. Die Geschlechtskategorisierung von Personen wird auch als konstitutives Element in Beziehungen stabilisiert.

siert, in denen jemand zum einen als Frau oder Mann *bekannt*, zum anderen als 'Tochter', 'Freund' etc. *verbunden* ist und erhalten werden soll. In dieser Hinsicht deckt die Transsexualität die affektive Besetzung einer Geschlechtszugehörigkeit *durch andere* auf. Die Einbettung in soziale Netzwerke verlangt einerseits eine aufwendige Umgestaltung persönlicher Beziehungen durch Transsexuelle, andererseits kann und muß sie auch die neue Geschlechtszugehörigkeit stabilisieren, z.B. indem neue Anredeformen und Pronomen den Geschlechtswechsler auch auf sein Zielgeschlecht verpflichten und es durch 'Herumsprechen' verbreiten.

- Das *Gedächtnis der Akten* hält nicht situative Darstellungen fest, sondern die geburtliche Geschlechtsattribution und den 'damals' verliehenen Vornamen, der – unter bestimmten namensrechtlichen Prämissen (Hirschauer 1993: 294) – ein Geschlecht artikuliert. Beide sind nur durch ein umfängliches psychiatrisch-juristisches Verfahren zu ändern.
- Schließlich erfahren Transsexuelle auch ihre körperlichen Geschlechtszeichen als Verankerungen, deren optische und sensuelle Wahrnehmung sie einer potentiellen Dauerkonfrontation mit ihrer Geschlechtskategorisierung aussetzt (Lindemann 1993). Auch diese Erfahrung läßt sich als Effekt einer sozialen Mnemotechnik begreifen: Diese Geschlechtszeichen werden so am Körper befestigt, daß sie als konstantes *Memento der Geburtsklassifikation* fungieren – und in diesem Sinne in der Tat als Merk-Mal. Die Bindung an diese soziale Plazierung scheint eine Person nur loszuwerden, wenn sie die Zerstörung ihrer körperlichen Integrität ins Auge faßt (wie viele Transsexuelle dies tun).

Wo Geschlechtsdarstellungen Betrachtern zwei Geschlechter optisch präsent halten, ermöglichen diese Formen des sozialen Gedächtnisses den Darstellern, das 'unverrückbare Sein' ihrer Geschlechtszugehörigkeit zu erleben. Sie subjektivieren die Zweigeschlechtlichkeit zu einer nicht hinterfragbaren persönlichen Evidenz und stabilisieren eine Geschlechtszugehörigkeit als eine subjektive Erlebniswelt, in der bestimmte Erfahrungen gemacht, Erfolge erzielt und Gefühle gehegt werden müssen. Die Kehrseite dieser Festlegung einer Geschlechtszugehörigkeit ist allerdings, daß mit der Abhängigkeit von sozialen Kreisen auch entsprechende Potentiale der Infragestellung gegeben sind. Die alltägliche Bedrohung von Geschlechtsgeltung findet ihren sichtbarsten Ausdruck in den komplementären Installationen von Idealgeschlechtern (durch die Kulturindustrie) und pathologischen Geschlechtern (durch die Medizin), die ein Kontinuum der Perfektibilität aufspannen, auf dem das Geschlecht 'gesteigert' oder verloren werden kann. Die Plazierung auf dieser 'abschüssigen' Vertikalen von einander relativierenden Geschlechtstypen ist vermutlich der zentrale Mechanismus, der Individuen in ihrer geschlechtlichen Fixierung zum 'doing gender' mobilisiert.

3. Die Anreizung durch Zeichensysteme

Ein weiteres Moment in der Kontinuierung der Zweigeschlechtlichkeit ist ihre *semiotische Stabilität*. Die Sexuierung von Personen wird getragen von der Sexuierung vieler anderer kultureller Objekte und umgekehrt. Geschlechtszeichen stabilisieren sich durch einen zirkulären Sinnzusammenhang. Das impliziert einerseits, daß mit einer Neutralisierung vieler kultureller Objekte auch die Geschlechtszugehörigkeit von Individuen

'verfällt' (vgl. Illich 1983). Andererseits stiftet das Bereitliegen dichter Verweisungszusammenhänge ein Zeichenmilieu, an dem sich Geschlechtsdarstellungen leicht 'entzündet' können: Sexuierte Zeichensysteme erschweren es, das Geschlecht von Personen *nicht* zu produzieren.

Die Zeichen in der Geschlechtskonstruktion existieren in verschiedenen Formen. Auf die strukturellen Zwänge der Sprache (Vornamen, Anredetitel, Pronomen) habe ich bereits hingewiesen. Eine andere Form sind jene stereotypen Verhaltenscodes, aus denen die Haltungen, Gestiken, Gesichter und Sprechweisen entlehnt werden, mit denen sich Teilnehmer als Frauen oder Männer darstellen können. 'Body genderlects' (Henley 1977: 208) oder Darstellungsrepertoires stehen dabei nicht einfach in einem normativ-regulierenden Verhältnis zu Darstellungen (so sah es die Geschlechtsrollentheorie), sondern in einem Verhältnis wechselseitiger Konstitution: Die Repertoires limitieren, was von einem normalen Geschlecht erwartet werden kann, aber Darstellungen sind auch selbst stilbildende Aktivitäten, die *Erwartungen* als 'nonkonform' erscheinen lassen können (Hirschauer 1993: 45f.). Die Repertoires werden von Traditionen gespeist, aber auch ständig erneuert, z.T. in der professionellen Bildproduktion der Massenmedien (Goffman 1979). Ein anderer Effekt dieser synthetischen Idealbilder ist unmittelbar relevant für die Kontinuierung von Geschlechtsdarstellungen: Idealbilder streuen Makel unter den Rezipienten und rufen Kompensationsleistungen hervor – in bezug auf die Beschaffenheit der Körper (Diät, Kosmetik, Bodybuilding) und in bezug auf die soziale Figur, die man 'abgibt'. Diese dauerhafte Stimulation von Darstellungsleistungen gibt Darstellungen einen chronisch kompensatorischen Zug.

Eine andere Form von Geschlechtszeichen sind materielle Artefakte: Inszenierungsmittel wie geschlechtlich codierte Kleidungsstücke, Kosmetika, Schmuck, Accessoires und Prothesen aller Art. Vor allem die Mode unterstützt einen geschlechtsdifferenzierenden Zuschnitt von Personen und Körpern. Die geschlechtliche Codierung der Inszenierungsmittel geschieht ebenfalls nicht allein durch eine entsprechende Annoncierung der sie produzierenden Industrie, sondern auch durch eine Darstellungspraxis, die das Tragen von (z.B.) Ohrringen einer bestimmten Art als 'typisch männlich' oder 'für Männer möglich' deklamiert.

Eine weitere Form von Geschlechtszeichen sind jene fleischlichen Insignien, die als 'Geschlechtsmerkmale' gelten. Auch sie sind kulturelle Artefakte – nicht erst im Aufbau ihrer physischen Gestalt (wie in plastischen Operationen), sondern als Zeichen einer sozialen Personenkategorie. Zu den Praktiken, mit denen Körperzonen in diesem Sinn bedeutsam gemacht werden, gehört neben der medizinisch-juristischen Registrierung bei der Geburt vor allem ihre Konstitution als *Blöße* durch Bedeckungsvorschriften und erotisierende 'Verschleierung', Blickkonventionen und Berührungstabus, sowie Sexual- und Urinierpraktiken, die einen Geschlechtsunterschied stilisieren.⁹

⁹ Auf dem Hintergrund des historischen und ethnologischen Surveys von Duerr (1988-93) zu solchen Praktiken, kann man die Politisierung des stehenden Urinierens und der sog. 'Penetration' durch die Frauenbewegung auch als Auseinandersetzung um einen praktischen Gebrauch des Körpers verstehen, der ihn überhaupt geschlechtlich signifiziert. Körperteile bieten eben, genau wie z.B. Paarstrukturen, bloße Gelegenheiten zur Performanz von Mann-Sein in der Sexualität, die genutzt oder nicht genutzt werden können – ein Aspekt, den Lindemann in ihrer semiotischen Analyse des generellen 'Aufforderungscharakters' des Penis (1993: 220ff.) übersieht.

Die *Konstitution* dieser fleischlichen Zeichen ist ebenfalls in der Transsexuellenforschung untersucht worden. So beschreibt Gesa Lindemann (1993: 203ff.), wie Transsexuelle und ihre Sexualpartner in einer neuen, von der Beziehung und der Wahrnehmung der Person gesteuerten Optik, selbst diese mächtigen 'falschen' Zeichen neu sehen, z.T. neu benennen und interpretieren und so als Geschlechtszeichen umwerten oder neutralisieren.¹⁰

Ein anderer semiotischer Aspekt, den das Transsexuellen-Phänomen sichtbar macht, ist, daß Geschlechtswechsler auf der Basis der flüchtigen Geschlechtszeichen einer gekonnten Darstellung erfolgreich körperliche Eingriffe fordern und Körperteile als 'falsch' argumentieren können. Als medizinische Reaktion auf eine verbale Geschlechtsdeklaration wird – im sog. 'Alltagstest' – eine kompetente Geschlechtsdarstellung verlangt, bevor die deklarierte Geschlechtszugehörigkeit auch am Körper (mit neuen Geschlechtsmerkmalen) symbolisiert wird. Diesen zirkulären Zusammenhang meinte die Ethnomethodologie mit dem Begriff der 'kulturellen Genitalien'. Man kann ihn auch als *semiotische Konvertibilität* von Geschlechtszeichen bezeichnen.

Sexuierte Tätigkeiten, Gesten, Gesichter, Photographien, Vornamen, Artefakte und Körperteile bilden ein Gewebe von Geschlechtszeichen, dessen einzelne Elemente in ihrer Bedeutung situativ 'umgepol't oder neutralisiert werden können. In allen sozialen Situationen aber übt die Sexuierung *anderer* kultureller Objekte auf Akteure einen gewissen Zwang aus, sich in ihrer eigenen Darstellung auf deren geschlechtlichen Sinn zu beziehen.

4. Geschlechtskatalysierende Sozialarrangements

Ein Geschlechtsdarstellungen stimulierendes Zeichensystem, die geschlechtliche Fixierung von Interaktionsteilnehmern und die wissenschaftliche Absicherung des Alltagswissens von den zwei Geschlechtern würden nicht ausreichen, um die Produktion von Geschlechtsdarstellungen zu verstetigen. Hierzu bedarf es *institutioneller Arrangements*, die die Zweigeschlechtlichkeit sozialstrukturell reproduzieren; Einrichtungen, die Teilnehmern Gelegenheit bieten, ihre Interaktionen geschlechtlich zu polarisieren oder zu assoziieren.

Der Schlüssel für ein Verständnis der Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit durch die Sozialstruktur liegt in der Einsicht, daß die Geschlechtsklassifikation von Personen nicht einfach die 'Basis' für darauf aufbauende komplexere Strukturen wie die 'geschlechtliche Arbeitsteilung', die Ehe oder die Disprivilegierung von Frauen ist, sondern daß auch umgekehrt die Verwendung der Geschlechterunterscheidung für die Allokation von Tätigkeiten, die Bildung von Paarbeziehungen und die Zuteilung von ökonomischen Existenz- und politischen Partizipationschancen die Unterscheidung zweier Klassen von Personen katalysiert. Die Gestaltung der Geschlechterbezie-

¹⁰ Allerdings zieht Lindemann – wie bereits angedeutet – nicht die diesen Beobachtungen entsprechende theoretische Konsequenz: Sie unterstellt in ihrer phänomenologischen Erlebensanalyse, der Körper sei zu irgendeinem Zeitpunkt 'ein für alle Mal' mit geschlechtlicher Bedeutung aufgeladen. Diese Bedeutung körperlicher Zeichen ist aber nicht „unmittelbar in ihre Form eingelassen“ (Lindemann 1992: 338), sondern eben in die sich auf sie beziehende kulturelle Praxis.

hungen disponiert über identifizierbare Mechanismen die Unterscheidung zweier Geschlechter. Nur einige von ihnen seien im folgenden genannt.

Die 'geschlechtliche Arbeitsteilung' hat neben dem Aspekt der Allokation bestimmter Personen auf bestimmte Positionen zwei Dimensionen der kulturellen Reproduktion der Geschlechterdifferenz. Zum einen ist die 'geschlechtliche Arbeitsteilung' eine *Sexuierung von Tätigkeiten*, die über verschiedene Prozesse hergestellt wird, darunter die Konstruktion eines Berufsimages (Wetterer 1992) und verschiedene Formen der Diskriminierung zwischen Geschlechtern: in der Selektion von Personal, in Arbeitsschutzbestimmungen, oder in jenen sozialen Schließungen am Arbeitsplatz, in denen etablierte Kollektive sich als geschlechtliche Monokulturen verteidigen. Zum anderen ist die Geschlechtszuschreibung an Berufe eine *Geschlechterteilung durch Berufe*, sie ist ein 'institutional genderism' ähnlich wie die parallele Organisation von Sportdisziplinen, die einen 'Geschlechtsunterschied' sozial augenfällig macht. Ferner wirkt sie klassifizierend durch Segregation zweier Kollektive – bzw. wenn diese durch 'berufliche Geschlechtswechsler' (etwa: Krankenpfleger und Soldatinnen: Williams 1989) gestört werden, dann sorgt die scharfe Ungleichverteilung lokal anwesender Geschlechter für eine hohe Signifikanz des unterrepräsentierten Geschlechts. Und schließlich stiftet die Sexuierung von Tätigkeiten für Akteure Gelegenheiten, die Sexuierung ihrer selbst an der Durchführung oder Vermeidung bestimmter Tätigkeiten zu 'erwärmen' (Fenstermaker/West/Zimmerman 1991).

Auch die zahlreichen Konventionen, die den zivilen (und weniger zivilen) Umgang zwischen den Geschlechtern vom Umgang unter den Geschlechtern unterscheiden (z.B. Kontaktinitiativen, Berührungstabus, Gesprächsorganisation etc.) kommen nicht einfach auf der Basis einer Geschlechtsklassifikation von Personen 'zur Anwendung', sondern aktualisieren umgekehrt eben diese Klassifikation. In ihnen ist ein 'Wille zum Wissen' institutionalisiert, der eine geschlechtliche Anonymität kaum zuläßt. Umgangskonventionen aktualisieren die Geschlechterunterscheidung in mikroskopischen Details der Proxemik, des Blickverhaltens und der Wahl von Gesprächsthemen in Interaktionen. Ferner halten sie die Geschlechtszugehörigkeit thematisch, weil der ständige Wechsel zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Begegnungen – die geschlechtliche *Rhythmisierung* des Alltags eines Individuums – mit einem (nicht streßfreien) Wechsel der Darstellungsrepertoires für geschlechtshomogene oder inhomogene Gesellungsformen verbunden ist.

Dieser Wechsel zwischen homo- und heterosozialen Begegnungen könnte sich nun rein zufällig ereignen, trägt zur Aktualisierung der Geschlechterunterscheidung aber auch deshalb bei, weil er seinerseits sozial organisiert ist. Die Trennung und Begegnung der Geschlechter folgt z.B. ihrer lokalen Distribution durch Segregationsmaßnahmen, die – in semiotischer Hinsicht – zugleich Lokalitäten sexuierten: Die räumlichen Separierungen von sanitären Anlagen, Umkleidekabinen, Schulstunden, Kaufhaus- und Klinikabteilungen sind nicht nur weitere Fälle institutioneller (hier: architektonischer) Geschlechtsdarstellung im Sinne Goffmans, sondern stiften als monosexuelle Schauplätze auch gewissermaßen Orte 'geschlechtlicher Besinnung'.

Andere Formen der sozialen Organisation gleich- oder verschiedengeschlechtlicher Begegnungen sind alle Gesellungsformen, die explizit durch ihre Geschlechtskomposition bestimmt sind: als geschlechtlich exklusiv oder Geschlechter verbindend. Dies reicht von informellen Beziehungen wie Freundschaften und Freundinnenschaften,

'befreundeten Paaren', Männer- und Frauen-Cliquen und politischen Seilschaften bis zu formellen Zusammenschlüssen wie Vereinen, Burschenschaften und geschlechterpolitischen Organisationen. Alle diese Einrichtungen verlangsamen den Wechsel zwischen gleich- und verschiedengeschlechtlichen Interaktionen für ein Individuum und verstärken zugleich den sozialen Sinn für die Unterscheidung von Umgangskonventionen.

Eine der wichtigsten dieser Gesellungsformen und eine zentrale Institution in der Reproduktion der Geschlechterdifferenz ist das heterosexuelle Paar. Goffman hatte in seiner Analyse des Werbungsverhaltens (1977) und der ästhetisierten Asymmetrien zwischen Männern und Frauen (1979) vor allem diese Einrichtung im Blick, die das Unterschiedene zu einer sozialen Einheit zusammenfügt. Auch das Paar, die Ehe oder die Unterscheidung von Homo- und Heterosexualität bauen nicht einfach auf der Geschlechtsklassifikation von Personen auf, sondern katalysieren eben diese soziale Praxis.

Dies gilt bereits für Konventionen der *Paarbildung*. Es ist bemerkenswert, wie die Soziologie zur Naturalisierung der Heterosexualität beigetragen hat. Familiensoziologische Arbeiten (etwa Becker 1982) zu den heterogamen und homogamen Aspekten der Paarbildung übergehen systematisch die fundamentale Heterogamie der meisten menschlichen Paarbeziehungen. Dieses Phänomen implizit aus der Soziologie herauszudefinieren (und vielleicht zum einen der Biologie, zum anderen der Sexualpathologie zu überlassen) mag zwar vornehm sein, ist aber soziologisch eher schlicht.¹¹

Goffman verwies in diesem Kontext darauf, daß Frauen und Männer, wollen sie sich den ihnen zugeschriebenen 'Eigenarten' entsprechend verhalten, voneinander abhängig sind: sie sind 'essentiell unvollständig'. Die Geschlechterunterscheidung wird aber natürlich auch bei der Bildung gleichgeschlechtlicher Paare eingesetzt, in beiden Fällen ist die Geschlechtszugehörigkeit aufs engste mit der Wahrnehmung sexueller Chancen verknüpft: Sie ist ein Ticket auf dem Beziehungsmarkt. Ein Grund dafür ist, daß die Einbindung emotionaler und erotischer Regungen in die Reproduktion der Geschlechterdifferenz nicht über ein Schema erfolgt, das allein sexuelle Vorlieben klassifizierte (und etwa 'Androphile' von 'Gynophilen' unterschiede), sondern über eines, das mit der Konzentration auf den Beziehungstyp ('homo'/'hetero') zugleich die Geschlechtszugehörigkeit des Begehrenden aktualisiert.

Das verschiedengeschlechtliche Paar ist jedenfalls bereits aufgrund seiner Konstitution ein hervorragender 'institutional genderism'. Wo immer diese Dyade auftritt, können Betrachter als einfachste Unterscheidung ihrer beiden Enden das Geschlecht veranschlagen. Sie sehen nicht nur einen Mann und eine Frau, sondern 'den Mann' und 'die Frau' in einem Prototyp sozialer Beziehungen. Ferner bringt das geschlechtsinhomogene Paar inhaltliche Geschlechtsunterschiede zur Anschauung. Diese werden ebenfalls durch Paarbildungsregeln vorstrukturiert. Ein konventionelles 'selective mating' (Goffman 1977) sorgt für eine Präferenz für Frauen unterhalb und Männer oberhalb der je eigenen Körpergröße, Altersgruppe, Ausbildung und Berufsposition. Das

11 Die Privilegierung heterosexueller Paarbeziehungen stellt ein soziologisches Erklärungsproblem, dessen Behandlung hier offen bleiben muß. Gestellt hat dieses Problem Sigmund Freud, ohne daß seine eigene Wissenschaft es bis heute aufgegriffen hätte (s. Hirschauer 1992).

statistische Wissen von einem Größenunterschied zwischen männlichen und weiblichen Körpern wird dadurch zu einem sozial signifikanten Wissen von einem 'augenfälligen' Größenunterschied transformiert. Ebenso wird der konventionelle Altersabstand (von 2-3 Jahren) bedeutsam, weil er i. d. R. mit einem 'Vorsprung' bzw. 'Rückstand' in Ausbildung und Einkommen verknüpft ist, der für die Arbeitsteilung in Paarbeziehungen unmittelbare Folgen hat.

Auf der Basis dieser Paarbildungsregeln ergeben sich zahlreiche Gelegenheiten für Episoden der Geschlechterdarstellung nach außen wie nach innen: z. B. die Inszenierung einer auf die Partner verteilten 'Erfahrenheit' oder 'Schutzbedürftigkeit', die auf diese Weise zu Konstituenten von Geschlechtern werden. Jede Verhaltensbesonderheit und jede Andeutung einer Spezialisierung kann mit geschlechtlichem Sinn versehen und den beiden Enden der Paarbeziehung als 'Geschlechtseigenart' zugerechnet werden. Wie dies im Fall von Hausarbeit geschieht, haben Fenstermaker, West und Zimmerman (1991) beschrieben: Im Haushalt gelingt es Männern durch die systematische Pflege von kleinen praktischen Idiotien (Formen des 'Arbeitsunvermögens' gewissermaßen) bestimmte Tätigkeiten weiblich zu konnotieren und durch ihre Behandlung als 'wesensfremde' Arbeit auch eine männliche Essenz darzustellen. Die triviale Vermeidung bestimmter Hausarbeiten stellt so in einem Zug Mann-Sein, Männlichkeit, Weiblichkeit bestimmter Tätigkeiten und eine Ungleichheit der Arbeitsverteilung her. Der feministische Ruf nach einer 'Politisierung des Privaten' konnte deshalb so viel Sinn machen, weil das Politische in der Paarbeziehung auf so anschauliche Weise *miniaturisiert* war.

V. Schluß

Ich habe in diesem Beitrag versucht, einen soziologischen Geschlechtsbegriff zu skizzieren, der Geschlecht als eine interaktive Episode auffaßt, deren ständige Wiederholung durch eine institutionelle Infrastruktur katalysiert wird. In einem solchen Begriff liegen Zumutungen an den Alltagsverstand, die Manchen größer erscheinen mögen als die bereits gewohnten Zumutungen anderer Disziplinen, das Geschlecht sei in jeder mikroskopischen Faser unseres Körpers oder in den (Un-)Tiefen unserer seelischen Verfassung allgegenwärtig.

Verglichen mit ihnen muß man sagen: Ein *Telos* der Zweigeschlechtlichkeit hat eine Soziologie der Geschlechterdifferenz nicht zu bieten. Die Geschlechterunterscheidung ist eine Form von sozialer Organisation, die für viele Zwecke eingesetzt wird: für den Sprecherwechsel in Konversationen, für die Organisation von Allianz- und Konkurrenzbeziehungen, für die Rekrutierung von Personal auf Positionen, für den Aufbau von Machtbeziehungen, für eine ungleiche Verteilung materieller und symbolischer Ressourcen und schließlich *auch* für die soziale Organisation der Fortpflanzung. Notwendig ist keiner dieser Einsätze,¹² Teil der *sozialen* Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit sind sie alle.

Die hier nur in Ausschnitten dargestellte rekursive Verflechtung von Sexuierungs-

12 Selbst für die soziale Organisation der Fortpflanzung bedarf es natürlich weder einer lebenslangen Geschlechtsklassifikation von Personen noch einer spontanen und leichten Identifizierbarkeit (s. a. Tyrell 1986: 472).

prozessen ist eine theoretische Modellvorstellung. Teil dieser Modellvorstellung ist, daß die Stabilität der Zweigeschlechtlichkeit *nicht* primär ein Theorieproblem ist, sondern zunächst ein praktisches Problem, an dessen Lösung sich Gesellschaften ebenso abmühen wie an der neutralisierenden Absorption der Geschlechterdifferenz. Aus diesem Grund wirft die hier skizzierte Soziologie der Geschlechterdifferenz eine Reihe empirischer Forschungsfragen auf, z.B.: Wie ist die biologische Fortpflanzung sozial organisiert, so daß sie als zentrale Evidenz für die 'Natürlichkeit' der Geschlechterunterscheidung wahrgenommen werden kann? Wie gestaltet sich die geschlechtliche Rhythmisierung des Alltags für verschiedene Bevölkerungsgruppen? Wie werden Interaktionen durch die Nutzung bzw. Distanzierung von Umgangskonventionen oder durch die Etablierung bestimmter Institutionen geschlechtlich polarisiert oder neutralisiert? Wie unterscheiden sich Paarbildungsregeln und Gelegenheitsstrukturen für Geschlechtsdarstellungen in Ehen, nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften und gleichgeschlechtlichen Beziehungen? Und wie artikulieren Kinder – nicht als 'menschliches Entwicklungsstadium', sondern als nächste Generation – mit ihren Darstellungspraktiken den historischen Wandel der Zweigeschlechtlichkeit?

Zur Beantwortung solcher Fragen sind Distanznahmen von der Alltagserfahrung erforderlich, die auch das Forscher-Selbst einem gewissen Streß aussetzen. Dies scheint unvermeidbar, es sei denn, 'Soziologen' und 'Soziologinnen' wollten bei der Betrachtung der Geschlechterdifferenz eine Alltagsnaivität oder affektive Befangenheit hegen, die sie sich bei einer anderen – schon lange konsequent als soziale Konstruktion und Politikum gedachten – Klassifikation des gesellschaftlichen Personals kaum gestatten würden: der Rassenunterscheidung.

Literatur

- Beardsley, Elisabeth L., 1974: Referential Genderization, *Philosophical Forum* 5: 285-293.
 Becker, Gary S., 1982: Eine Theorie der Heirat. S. 225-281 in: *ders.*: Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Tübingen: Mohr.
 Bem, Sandra L., 1981: Gender Schema Theory: A Cognitive Account of Sex Typing, *Psychological Review* 88: 354-364.
 Bem, Sandra L., 1993: *The Lenses of Gender*. Yale University Press.
 Bourdieu, Pierre, 1976: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Bourdieu, Pierre, 1987: Die feinen Unterschiede. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Bourdieu, Pierre, 1990: La domination masculine, *Actes de la recherche en sciences sociales* 84: 2-31.
 Butler, Judith, 1991: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Chase, Susan, 1988: Making Sense of „The Woman Who Becomes A Man“. S. 275-295 in: *Alexandra D. Todd und Sue Fisher* (Hg.): *Gender and Discourse: The Power of Talk*. Norwood: Ablex.
 Denzin, Norman, 1990: Harold and Agnes. A Feminist Narrative Undoing, *Sociological Theory* 8: 198-216.
 Douglas, Mary, 1974: *Ritual, Tabu und Körpersymbolik*. Frankfurt a.M.: Fischer.
 Douglas, Mary, 1991: *Wie Institutionen denken*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Duden, Barbara, 1987: *Geschichte unter der Haut*. Stuttgart: Klett.
 Duerr, Hans-Peter, 1988-1993: *Der Mythos vom Zivilisationsprozess*, Bd. 1-3. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Durkheim, Emile, 1988: *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Fast, Irene, 1984: *Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität*. Berlin: Springer.

- Fenstermaker, Sarah, Candace West und Don H. Zimmerman, 1991: *Gender Inequality*. New Conceptual Terrain. S. 289-307 in: R.L. Blumberg (Hg.): *Gender, Family, and Economy*. London: Sage.
 Foucault, Michel, 1976: *Überwachen und Strafen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Garfinkel, Harold, 1967: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
 Geser, Hans, 1986: Elemente zu einer Theorie des Unterlassens, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 643-669.
 Giddens, Anthony, 1992: *Die Konstitution der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
 Gildemeister, Regine, und Angelika Wetterer, 1992: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. S. 201-255 in: *Angelika Wetterer und Gudrun-Axeli Knapp* (Hg.): *Traditionen-Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Freiburg: Kore.
 Goffman, Erving, 1977: The Arrangement Between the Sexes, *Theory and Society* 4: 301-331.
 Goffman, Erving, 1979: *Gender Advertisement*. Cambridge: Harvard Press.
 Goffman, Erving, 1983: The Interaction Order, *American Sociological Review* 48: 1-17.
 Hagemann-White, Carol, 1984: *Sozialisation: weiblich – männlich? Opladen: Leske*.
 Hausen, Karin, 1976: Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. S. 363-393 in: *Werner Conze* (Hg.): *Die Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart: Klett.
 Henley, Nancy, 1977: *Body Politics. Power, Sex and Nonverbal Communication*. Englewood Cliffs.
 Hirschauer, Stefan, 1992: Konstruktivismus und Essentialismus, *Zeitschrift für Sexualforschung* 5: 331-345.
 Hirschauer, Stefan, 1993: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 Honnegger, Claudia, 1991: *Die Ordnung der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Campus.
 Illich, Ivan, 1983: *Genus – Zu einer historischen Kritik der Gleichheit*. Hamburg: Rowohlt.
 Jordanova, Ludmilla, 1989: *Sexual Visions. Images of Gender in Science and Medicine between the Eighteenth and Twentieth Century*. Madison: University of Wisconsin Press.
 Kanter, Rosabeth M., 1977: *Men and Women of the Corporation*. New York: Basic Books.
 Kessler, Susan, und Wendy McKenna, 1978: *Gender – An Ethnomethodological Approach*. New York: Wiley.
 King, Dave, 1981: Gender Confusions. S. 155-183 in: *Kenneth Plummer* (Hg.): *The Making of the Modern Homosexual*. London: Hutchinson.
 Knorr, Karin, 1992: Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie, *Zeitschrift für Soziologie* 21: 406-419.
 Kreckel, Reinhard, 1990: Geschlechtssensibilisierte Soziologie. S. 370-382 in: *Wolfgang Zapf* (Hg.): *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Campus.
 Laqueur, Thomas, 1992: *Auf den Leib geschrieben. Zur Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt a.M.: Campus.
 Lindemann, Gesa, 1992: Die leiblich-affektive Konstruktion des Geschlechts, *Zeitschrift für Soziologie* 21: 330-346.
 Lindemann, Gesa, 1993: *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*. Frankfurt a.M.: Fischer.
 Luhmann, Niklas, 1988: *Frauen, Männer und George Spencer Brown*, *Zeitschrift für Soziologie* 17: 47-71.
 Martin, Emily, 1987: *The Woman in the Body*. Boston: Beacon Press.
 Ortner, Sherry, und Harriet Whitehead, 1981: *Sexual Meanings*. Cambridge University Press.
 Reiche, Reimut, 1990: *Geschlechterspannung*. Frankfurt a.M.: Fischer.
 Rogers, Mary, 1992: They all were passing: Agnes, Garfinkel, and Company, *Gender & Society* 6: 169-191.
 Rothenberg, Paula, 1990: The Construction, Deconstruction, and Reconstruction of Difference, *Hypathia* 5: 42-57.
 Runte, Annette, 1990: 'Transsexuelle Spiegelungen': geschlechtliche Kommunikation als Lebensform. S. 195-217 in: *K. Ludwig Pfeiffer und Michael Walter* (Hg.): *Kommunikationsformen als Lebensformen*. München: Wilhelm Fink.
 Schiebinger, Londa, 1993: *Nature's Body: Gender in the Making of Modern Science*. Boston: Beacon Press.
 Stoller, Robert, 1968: *Sex and Gender*. London: Hogarth.

- Tajfel, Henry, 1981: *Human Groups and Social Categories*. Cambridge University Press.
- Tyrell, Hartmann, 1986: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechtsklassifikation, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 450-489.
- Tyrell, Hartmann, 1989: Überlegungen zur Universalität geschlechtlicher Differenzierung. S. 37-78 in: Jochen Martin und Renate Zoepffel (Hg.): *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann*. Freiburg: Alber.
- West, Candace, und Don H. Zimmerman, 1987: *Doing Gender*, *Gender & Society* 1: 125-151.
- Wetterer, Angelika (Hg.), 1992: *Profession und Geschlecht*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Williams, Christine, 1989: *Gender Differences at Work: Women and men in Nontraditional Occupations*. Berkeley: University of California Press.
- Williams, Walter L., 1988: *The Spirit and the Flesh. Sexual Diversity of American Indian Culture*. Boston: Beacon Press.
- Zimmerman, Don H., und Melvin Pollner, 1976: Die Alltagswelt als Phänomen, S. 64-104 in: Elmar Weingarten, Fritz Sack und Jim Schenkein (Hg.): *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Korrespondenzanschrift: Dr. Stefan Hirschauer, Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld, Postfach 100331, 33501 Bielefeld

„FORMS ARE THE FOOD OF FAITH“

Gattungen als Muster kommunikativen Handelns*

Susanne Günthner und Hubert Knoblauch

Zusammenfassung: Vor dem Hintergrund der wachsenden Bedeutung der Kommunikation in der modernen Gesellschaft wird die Auffassung vertreten, daß Kommunikation weniger zum 'rationalen Diskurs' beiträgt; vielmehr nimmt sie die Gestalt konventioneller kommunikativer Muster an, d.h. kommunikativer Gattungen. Auf den Forschungsbericht der sozialwissen-

Thomas Luckmann hier erläutert und von kommunikativer Hins aus. Der Aufsatz gen, die verschiede- osodischer, lexikali- ;ebene (interaktive, tiver Gattungen (so- schließt mit einem er Kultur angesehen amunikation in der e Handlungen nicht en die vorgestellten n sozialer Wirklich-

e Kommunikation mehr gehen diese stärker empirisch en Gesellschaft in rmas, daß sich die elns wandelt (und ntwickeln müsse). „, daß sich die mo- ten zerstückelt: „Je sch eingeschränkte Lebensformen und n der Überlappung

n zu diesem Artikel. auf.